

btb

UND FRIEDE SOLL SEIN UNTER DEN MENSCHEN:
Doch wenn die Tage kürzer werden und die
Nächte länger, wenn es draußen kälter wird
und drinnen wärmer – dann heißt das nicht
unbedingt, dass Mordgelüste schlafen gehen und
kriminelle Energien schweigen. Im Schutz der
winterlichen Dunkelheit gedeihen sie ganz im
Gegenteil nicht selten prächtig. Skandinavische
Autoren und Autorinnen wissen, wovon sie
erzählen: Hier sind sie, die besten bösen Ge-
schichten zum Fest!

Wunderbare Weihnachtsmorde

herausgegeben
von Regina Kammerer

btb

Håkan Nesser

Das unerträgliche Weiß zu Weihnachten 7

Helene Tursten

Ältere Dame sucht Weihnachtsfrieden 27

Levi Henriksen

Der Stern von Bethlehem 51

Maria Ernestam

Irmas feste Oberschenkel 87

Anne B. Radge

Mord auf Spitzbergen 115

Åsa Larsson

Die Postkutsche 133

Thomas Kanger

Die Goldmünze des Weihnachtsmanns 199

Inger Frimansson

Der Ausstand 241

Håkan Nesser

Wie ich meine Tage und Nächte verbringe 269

Håkan Nesser



Das unerträgliche Weiß
zu Weihnachten

Das Rattengift sah genauso aus wie Schnee. Ihr gefiel der Gedanke, dass ihre Mutter durch ein wenig Schnee sterben sollte. So hing irgendwie alles zusammen. Die Farbe, das Friedvolle und all das. Und Weihnachten.

Obwohl natürlich niemand erfahren würde, woran sie gestorben war. In Wirklichkeit. Niemand würde diese Verbindung zwischen dem Schnee und dem Rattengift ziehen, niemand außer ihr selbst. Das war schade, vielleicht konnte sie es ihrem Vater sehr viel später einmal, in ferner Zukunft, erzählen. Nachdem er eine andere, sehr viel bessere Frau gefunden und fast vergessen hatte, dass er vor vielen, vielen Jahren mit Beates hoffnungsloser Mutter verheiratet gewesen war.

Vielleicht würde er ihr dann dankbar sein. Es war gut, dass du deine Mutter umgebracht hast, würde er sagen. Sie war so anstrengend, es ging uns doch so viel besser, uns beiden, nachdem sie unter der Erde war. Ja, vielen, vielen Dank, Beate, das mit dem Rattengift, das war wirklich schlau von dir.

Aber vielleicht brauchte sie ja gar nicht zu sterben, wenn man es genau betrachtete. Es war noch

zu früh, sich in dieser Sache endgültig festzulegen.
Viel zu früh.

Sie drehte den Kopf und schaute auf die kleine Kalenderuhr, die über ihrem Nachttisch an der Wand hing.

Der 23. Dezember, stand darauf, 23.55 Uhr.

Morgen, dachte sie und löschte das Licht, morgen ist Heiligabend. Dann werden wir sehen. Entweder ich kriege ein Hundebaby. Oder ich bringe Mama um.

Und obwohl es ein langer Tag gewesen war und obwohl sie so müde war, dass ihr der Kopf brummte, faltete sie die Hände und sprach ihr Abendgebet. Es dauerte nur ein paar Sekunden, denn sowohl sie als auch der liebe Gott kannten die Worte auswendig. Doch bevor sie die Hände wieder auseinandernahm, fügte sie noch ein paar Sätze hinzu.

»Lieber Gott, ich hoffe trotz allem, dass es ein Hundebaby wird«, flüsterte sie in die Dunkelheit. »Bestimmt ist es ziemlich anstrengend, wenn man noch so jung ist wie ich und keine Mama mehr hat. Und manchmal kocht sie richtig gutes Essen, das muss man ihr lassen. Besonders diese Pfannkuchen mit Brombeermarmelade, du weißt schon, welche ich meine.«

Zufrieden mit diesem freundlichen und gerechten Gedanken drehte sie sich auf die Seite und schlief ein.

Papa hatte ihr das Hundebaby gezeigt. Oder die Hundebabys, genauer gesagt, denn als sie es zum ersten Mal sah, waren es vier Stück plus Mama Cleopatra – und sie waren gerade frisch geboren, bis auf Cleopatra natürlich, und sie lagen zusammen auf einer Matratze in der Küche, daheim bei der Familie Verhaven, acht Häuser weiter die Straße hinunter, fast direkt bei der Kirche.

Papa und Herr Verhaven arbeiteten beide bei Pinkertons, das taten fast alle Männer hier im Ort, und alle wussten, dass Vladimir Verhaven ein richtiger Prachtkerl war. Beate war sich nicht sicher, was das eigentlich war, außer dass es auf jeden Fall etwas Gutes sein musste, und konnte man nichts anderes werden, dann konnte man zumindest versuchen, ein Prachtkerl zu werden. Beates Mutter beispielsweise war ganz und gar kein Prachtkerl.

»Verhavens haben Welpen gekriegt, willst du mitkommen und sie dir angucken, Beate?«, hatte Papa sie eines Abends gefragt, als er von Pinkertons heimgekommen war und Mama erklärt hatte, das mit dem Abendessen würde noch mindestens eine Stunde dauern. »Das passt doch gut, zieh dir die Jacke an, dann gehen wir gleich hin.«

Und wie gut das gepasst hatte. Nie zuvor in ihrem Leben hatte Beate etwas so Niedliches gesehen. Vier kleine, zottige, braune Klumpen – und ein großer zottiger Klumpen, in den sie sich hineinzubohren versuchten. Ohren, groß und weich, die wie von

selbst flatterten, und Schwänze, die wedelten, und Tatzen, die auch mehrere Nummern zu groß waren. Cleopatra hatte sich mit Buller vom Schlachter gepaart, wie Herr Verhaven erzählte, und das war nun dabei herausgekommen.

Nach einer Weile war auch Frau Verhaven nach Hause gekommen, und sie hatte sofort einen der Welpen hochgenommen und ihn Beate in die Arme gelegt. Er war warm und weich, zitterte ein wenig und leckte ihr die Hände. Ich liebe dich, kleines Hündchen, hatte sie gedacht. Mit dir will ich zusammen sein.

Nie zuvor war ihr dieser Gedanke gekommen, und hinterher hatte sie begriffen, dass das ein Zeichen dafür war, dass sie erwachsen wurde.

Zehn Jahre. Denn es ist schon ein gewaltiger Unterschied zwischen zehn und erst neun.

Ganz zu schweigen von acht.

Während sie am Kanal entlang nach Hause gegangen waren, hatte sie ihre Hand in Papas geschoben und ihm die Sache erklärt.

»Ich will diesen Welpen«, hatte sie gesagt. »Ich kann ganz genau fühlen, dass ich ohne ihn nicht leben kann.«

»Ich glaube nicht, dass das möglich ist«, hatte er auf diese wehmütige, besorgte Art und Weise geantwortet, in der er ab und zu sprach, als trüge er den Kummer der ganzen Welt auf seinen Schultern. »Nein, so, wie es im Augenblick aussieht, ha-

ben wir wohl keine Möglichkeit, uns einen Hund zu halten.«

Wie es im Augenblick aussieht.

Was um alles in der Welt sollte das bedeuten?

Sie war schon drauf und dran, ihn danach zu fragen. *Was soll das bedeuten? Wie es im Augenblick aussieht?*

Aber sie fragte nicht, wusste sie doch ganz genau, worum es ging. Ganz genau.

Es ging um Mama. Mama wollte keinen Hund. Mama wollte auch keine Katze. Sie wollte sowieso nie etwas haben, zumindest nichts, was auch nur die geringste Arbeit machen konnte.

Kein Auto. Kein Aquarium. Keine weiteren Kinder, mit Beate war es schon schlimm genug. Natürlich sagte sie das nicht, aber Beate wusste, dass sie genau das dachte.

Alle anderen Mädchen in Beates Klasse hatten Geschwister. Einige sogar mehrere. Die merkwürdige Madeleine hatte drei Brüder und drei Schwestern. Mama schnaubte jedes Mal, wenn die Sprache auf sie kam, und sagte, das habe etwas mit ihrer Religion zu tun.

Und Kanarienvögel und Kaninchen und Paddelboote und alles Mögliche andere hatten sie auch noch.

Wie zum Beispiel Hunde. Christa hatte einen Pudel und Frida einen großen Dalmatiner, der Blixten hieß.

Aber keiner hatte ein Tier, das auch nur annähernd mit Lazarus zu vergleichen war.

Lazarus?, dachte sie verwundert. Ja, so hieß er tatsächlich. Noch bevor sie an diesem Tag zu ihrem verspäteten Essen nach Hause kamen, hatte sie ihm bereits einen Namen gegeben. Das musste ja wohl etwas zu bedeuten haben.

Dass sie zusammengehörten, Beate und Lazarus. Das war so sicher wie das Amen in der Kirche und Frau Apfels Arsch, wie Herr Apfel aus dem Nachbarhaus zu sagen pflegte. Sie hatte nie so recht begriffen, was er damit eigentlich meinte, jedenfalls hatte es überhaupt nichts mit Religion zu tun, und vielleicht war es einfach nur so, dass man das, was man nicht richtig verstand, am besten im Gedächtnis behielt.

Eine Sache, die sie hingegen verstand: Wären sie eine Zwei-Personen-Familie gewesen – Beate und Papa – statt eine Drei-Personen-Familie, dann wäre es überhaupt kein Problem mit einem Hund. Und mit anderen Dingen auch nicht, sie könnten sich sowohl Geschwister wie auch eine Popcornmaschine und japanische Tanzmäuse anschaffen, wenn sie nur zu zweit wären.

Inzwischen waren sieben Wochen vergangen, seit sie die Welpen zum ersten Mal gesehen hatte. Jeden Tag hatte sie mit Papa über Lazarus geredet. Nicht genervt, nur geredet. Ihn sozusagen im Vorübergehen erwähnt, immer darauf bedacht zu betonen, dass

sie sich dieses Jahr wirklich nichts zu Weihnachten wünsche.

Überhaupt nichts.

Nur Lazarus.

Sie hatte das auch Mama gesagt, besonders in den letzten Tagen, als der Schnee gekommen war und es plötzlich so aussah, wie es an Weihnachten aussehen sollte – aber bei Mama hatte sie darauf geachtet, sich in etwas anderer Tonlage auszudrücken.

Verständiger, erwachsener.

»Ich habe gehört, dass Leute, die einen Hund haben, friedvoller werden«, erwähnte sie beispielsweise beiläufig.

Oder: »Letzte Woche stand in der Zeitung, dass Haustiere das Liebesleben verbessern.«

Manchmal wusste sie selbst nicht so recht, was sie da eigentlich von sich gab, doch sie hatte gemerkt – und ganz besonders in der letzten Woche –, wie Mama weich wurde.

Nicht, dass sie jemals zugab, wie lustig es sein könnte mit einem kleinen Lazarus im Haus. Oder dass sie Beates Weihnachtsgeschenk schon besorgt hätten und sie damit zufrieden sein würde. Nein, so etwas sagte Mama nie, aber es war etwas an ihrer Art, die Tochter anzusehen, wenn sie erfuhr, dass »Hunde tatsächlich lernen können, auf die Toilette zu gehen und anschließend zu spülen«, das darauf hindeutete, dass ... wie sagte man? ... dass ihre Abwehr zu bröckeln begann?

Einen Sprung bekommen hatte, dachte Beate, als sie die Augen am Morgen des Heiligabend aufschlug. Denn natürlich hatten Mama und Papa sich entschieden. Sie wussten schon lange, was ihre Tochter zu Weihnachten bekommen sollte, es machte keinen Sinn, noch weiter mit der listigen Hundepropaganda fortzufahren.

Entweder – oder, heute war der Tag der Entscheidung.

Und wurde es kein Lazarus, dann wurde es also Rattengift.

Papa war derjenige gewesen, der ihr auch das gezeigt hatte. Vor ein paar Wochen – eigentlich ganz kurz, nachdem sie Lazarus zum ersten Mal gesehen hatte – hatte Mama berichtet, dass sie Ratten im Keller bemerkt habe. Oder zumindest Spuren von ihnen, und am nächsten Tag war Papa mit einem Päckchen aus der Apotheke nach Hause gekommen.

Er hatte Beate mit zu dem Geräteschuppen genommen und ihr erklärt, dass das weiße Pulver in der Dose dazu da war, die Ratten im Keller loszuwerden, und dass es so giftig war, dass ein Mensch nur einen Viertelteelöffel davon zu sich nehmen musste, um auf der Stelle daran zu sterben. Es gab viele Beispiele derartiger Unfälle, und Beate musste ihm versprechen, nie, nie, nie überhaupt auch nur in die Nähe der braunen Dose zu kommen, und wenn sie irgendwo in einer Ecke im Keller etwas Weißes

sah, dann musste sie einen großen Umweg darum machen.

Beate hatte erwidert, dass sie ja nun kein Dummerchen mehr sei, wenn sie das denn überhaupt jemals gewesen war, und Papa tätschelte ihr die Wange und sagte, dass er das schon wisse, aber sie könne doch trotzdem Papas kleines Mädchen bleiben, oder?

Sie wollte schon darauf antworten, dass es eigentlich nur zwei Dinge auf der Welt gab, die ein Mädchen ihres Kalibers brauche, und das seien ein Papa und ein Hund, aber das wäre an der Grenze zur Schleimerei gewesen, deshalb sagte sie stattdessen, dass es jetzt für sie an der Zeit sei, sich an ihre Matheaufgaben zu setzen.

Schon eine Messerspitze sei genug, um einen Boxer umzubringen, hatte Papa unterstrichen, sich auf die Zehen gestellt und die Dose aufs oberste Regal gestellt.

Als ihr ein paar Tage später klar wurde, wofür sie das weiße Pulver benutzen konnte, hatte sie fast das Gefühl, als hätte er es verstanden. Schon damals, an diesem Tag im Geräteschuppen, da war etwas mit seiner Stimme, als er das von dem Boxer sagte.

Nein, so konnte es nicht sein. Manchmal tauchten einfach Gedanken in Beates Kopf auf, die so verrückt waren, dass sie sie einfach vernichten musste.

Wie Unkraut.

Gegen Mittag kam Mamas Bruder Widmar mit seiner Frau Clara zum Essen. Es war genau wie in allen Jahren zuvor, nur dass sie dieses Mal ein kleines Baby dabei hatten. Es war erst zwei Monate alt, und irgendetwas stimmte nicht mit ihm. Es lag in seinem Körbchen und schlief die ganze Zeit, und hinterher erklärte Mama, dass es irgendeine Krankheit von Clara geerbt habe und vermutlich nicht sehr lange leben werde.

Beate bekam von Onkel und Tante ein Buch, wie jedes Jahr. Dieses Mal hieß es »Ein wahres Leben. Christlicher Wegweiser für junge Mädchen«, und es war von einem gewissen Pastor Alois Hingsen geschrieben. Beate war überzeugt davon, dass es keine zwei langweiligeren Menschen auf der ganzen Welt geben könne als Widmar und Clara Jeffermoos, und nur ein Glück, dass sie einander gefunden hatten, so dass niemand sonst betroffen war.

Wenn ich deren Baby wäre, hätte ich auch versucht, so schnell wie möglich zu sterben, dachte sie.

Später, im Laufe des Nachmittags, schneite es noch ein wenig, schnell wurde es dunkel, und so langsam kamen die Gefühle auf, die zum Heiligabend gehören. Papa zündete das Feuer im Kamin an, Mama holte Glühwein, Bonbons, Feigen und einen Mandelkuchen hervor, und dann war es Zeit fürs Verteilen der eigenen Weihnachtsgeschenke.

Schnell wurde ihr klar, dass es doch kein Lazarus werden würde. Es sei denn, sie würden ihn aufsparen als die besonders tolle Überraschung bis ganz zum Schluss, wenn schon fast alles vorbei war.

Dann würde Papa aus seinem Sessel aufstehen, sich strecken und sagen, dass sie ja noch etwas vergessen hätten, wie konnten sie nur so vergesslich sein? Und dann würde er hinausgehen und einen großen, bellenden Karton aus dem Schlafzimmer holen. Beate hatte sich bewusst den ganzen Nachmittag über vom Schlafzimmer ferngehalten, um ihnen diese Möglichkeit nicht zu versperren. Denn schließlich gab es nicht so viele Orte im Haus, an denen man einen kleinen Hundewelpen verstecken konnte.

Bis auf den Keller, aber in dem war ja Rattengift ausgelegt worden.

Doch es gab keine derartige Überraschung. Statt Lazarus bekam Beate einen gestrickten Pullover mit roten Äpfeln drauf, ein Paar gebrauchte Schlittschuhe, die zwei Nummern zu groß waren, so dass sie gut hineinwachsen konnte, sowie eine alberne, aber vermutlich ziemlich teure Dose mit Perlmutterdeckel für ihre Stifte und Radiergummis.

Mama bekam von Papa einen weißen Bademantel und von Beate einen dünnen Topflappen, den sie im Handarbeitsunterricht gehäkelt hatte und der von Anfang an nichts hatte werden wollen. Papa bekam von Mama ein kariertes Hemd und von Beate ein Paar Stiefel. Mama hatte die Stiefel gekauft, aber

Beate war mitgewesen und hatte das Geschenk eingewickelt.

Aber kein Lazarus.

Kein Papa, der aufstand und sagte, er habe noch etwas vergessen. Kein bellender Karton mit einem braunen, unwiderstehlichen Knäuel darin, was bedeutet hätte, dass das Leben endlich ein wenig Sinn bekäme. Sie sah Papa an, dass er sich wünschte, es wäre so. Dass es so einen Karton gäbe. Er saß da und schien traurig zu sein und ... wie sagte man? ... *bedrückt*, wie er es manchmal war, besonders in letzter Zeit, sie hatte das schon häufiger gedacht, es war, als schwebte eine dunkle Wolke um seinen Kopf, ja, genauso sah es wirklich aus.

Armer Papa, dachte Beate, du hast auch kein besonders lustiges Leben – während Beates Mama unbeeindruckt das Geschenkpapier einsammelte, die Bögen zusammenfaltete, die noch einmal benutzt werden konnten, und sie in einen Schrank stopfte, um dann den Rest ins Feuer zu werfen.

»Zeit, in die Kirche zu gehen«, sagte sie. »Zeit, ein bisschen daran zu denken, warum wir heute eigentlich feiern.«

Na gut, dachte Beate. Das entscheidet alles.

Sie hatte bereits die entsprechende Dosis herausgeholt, und sie hatte einen Plan.

Der war einfach und praktisch, wie Pläne sein sollen, und sie folgte ihm Punkt für Punkt.

Als sie aus der Kirche zurückkamen, zeigte die Uhr bereits Viertel nach neun, sie waren noch eine Weile stehen geblieben und hatten mit Pastor Grillenpfatz und einigen anderen Gottesdienstbesuchern gesprochen, einander Frohe Weihnachten gewünscht, Frieden auf Erden und was man so wünscht, und Beate hatte ausreichend Zeit gehabt, die Details noch einmal im Kopf durchzugehen.

Es war wirklich nicht besonders kompliziert.

»Soll ich euch euren Abendtee kochen?«, fragte sie, als sie noch im Flur standen und sich aus den Mänteln schälten.

»Das ist aber lieb von dir«, sagte ihre Mutter. »Ja, mach das, Papa und ich setzen uns schon ins Wohnzimmer.«

»Vielen Dank, Beate«, sagte Papa. »Du kannst uns dann auch etwas von dem Rosenzwieback mitbringen.«

»Ja, natürlich«, nickte Beate und huschte hinaus in die Küche.

Sie hatte das Rattengift unter der Spüle versteckt. Genau gesagt hinter der Putzlade in einem Fingerhut, und als sie das Pulver in Mamas roten Teebecher kippte, dachte sie, dass sie das eigentlich schon viel früher hätte tun sollen. Alles wäre viel einfacher gewesen, wenn Mama vor drei, vier oder fünf Jahren gestorben wäre.

Andererseits war natürlich eine gewisse Reife nötig, um seine Mutter zu töten, das lag in der Natur

der Sache. Sie rührte beide Becher um, holte aus der Blechdose in der Speisekammer eine Handvoll Zwieback und legte sie auf den kleinen Brotteller, stellte alles auf ein Tablett und trug es ins Wohnzimmer.

Papa hatte den Kamin wieder angezündet, Mama blätterte in einer Zeitschrift. Plötzlich hatte sie große Lust, etwas Freundliches zu Mama zu sagen, jetzt, wo sie zum letzten Mal die Gelegenheit hatte, mit ihr zu sprechen, aber sie wusste nicht, was. Es schien, als wollten die Worte nicht auf ihre Zunge kommen.

»Hast du dir selbst nichts mitgebracht?«, fragte Papa etwas verwundert. »Wir könnten doch noch ein bisschen zusammensitzen und uns unterhalten.«

»Nein, danke. Weißt du, Papa«, sagte Beate. »Es war so ein langer Tag, ich glaube, ich gehe lieber hoch und leg mich schlafen.«

»Ja, mach das, mein Herzchen«, sagte ihre Mama, die bald tot sein würde, und Beate dachte, dass es doch merkwürdig sei, dass sie jetzt so etwas Freundliches, Liebes wie »mein Herzchen« sagte. Das sagte sie sonst nicht.

Aber vielleicht begriff sie ja in ihrem tiefsten Inneren, dass sie bald tot sein würde, und das ließ sie genau diese Worte wählen. Es gab vieles, was im Zusammenhang mit dem Tod unklar war und auch mit Menschen, die nur noch wenige Minuten zu leben hatten. Sie konnten so eine Art sechsten Sinn entwickeln, das hatte sie gelesen, auch wenn sie sich selbst dessen gar nicht bewusst waren.

»Gute Nacht, liebster Papa, gute Nacht, liebste Mama«, sagte sie, und beide schauten einen Moment lang ein wenig verwirrt auf. Vielleicht war es ihnen ja peinlich, dass sie ihr keinen Hund geschenkt hatten, zumindest Papa, aber jetzt war es zu spät, noch etwas an der Sache zu ändern.

Oder besser gesagt, zu früh. Morgen wären sie nur noch eine Zwei-Personen-Familie, und dann würde alles irgendwie einfacher sein.

Unendlich viel einfacher.

»Gute Nacht, Beate«, sagte Mama.

»Schlaf gut, mein Mädchen«, sagte Papa.

»Ich hoffe, der Tee schmeckt euch«, sagte sie. »Ich habe ihn vielleicht ein bisschen stark werden lassen.«

Dann nickte sie ihnen zu, nahm ihren Pullover, ihre Schlittschuhe und ihre Perlmutschachtel und ging die Treppe hinauf.

Sie drehte den Kopf und schaute auf die kleine Kalendaruhr, die sie von daheim mitgenommen hatte.

Der 23. Januar, stand da. 23.55 Uhr.

Sie hatte ein wenig geweint. Vielleicht hatte sie deshalb nicht einschlafen können. Sie hatte den Ausdruck gehört, man könnte sich in den Schlaf weinen, aber bisher hatte das bei ihr noch nie geklappt. Wenn man weint, ist man wach, dachte sie, sonst ist es ja irgendwie kein richtiges Weinen.

Sie überlegte, ob sie eigentlich traurig war. Und wenn ja, wie sehr.



Regina Kammerer

Wunderbare Weihnachtsmorde

von Håkan Nesser, Asa Larsson, Helene Tursten u.v.a.

Taschenbuch, Leinen, 320 Seiten, 9,0 x 15,0 cm

ISBN: 978-3-442-74358-2

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2011

Wenn die Tage kürzer werden und die Nächte länger – dann heißt das nicht, dass Mordgelüste schlafen und kriminelle Energien schweigen. Im Schutz der winterlichen Dunkelheit gedeihen sie ganz im Gegenteil ganz prächtig. Skandinavische Autoren und Autorinnen wissen, wovon sie erzählen: hier sind sie, die besten bösen Geschichten zum Fest!